

## Vom Unsinn der Nächstenliebe

Es ist sicher, dass der Liebesgedanke vor allem für die spätere Gemeinde wichtig war und deshalb stark redaktionell vermehrt und propagiert worden ist, wenngleich (auch das scheint für die Exegeten gesichert zu sein) er ein Stück ursprünglicher Jesusüberlieferung durchscheinen lässt. Seine Popularität aber erhält der Liebesgedanke, ausgehend von vielleicht nur schwachen Anfängen, wohl vor allem aus psychologischen Gesetzmäßigkeiten. Nicht umsonst finden wir hier die wirkungsvollsten Fallstricke des Missverständnisses.

Jeder Mensch verbindet (zumindest wollen wir es ihm wünschen) mit dem Wort „Liebe“ etwas sehr Positives. Die „Liebe“ begegnet uns in unserem Leben in höchst angenehmen Zusammenhängen, sei es als Liebe und Verliebtsein zwischen zwei Liebenden, sei es als Liebe zu unseren Kindern und Eltern oder auch als Liebe zu unseren engsten Freunden. Sie ist etwas Besonderes, sie gilt nur wenigen Menschen und hat in dieser eingeschränkten Besonderheit ihren bleibenden Wert. Wenn die Kirchen nun verkünden, dass wir „unseren Nächsten lieben sollen wie uns selbst“, weil auch Jesus das schon getan habe, dann schnappt bei vielen Menschen ganz unbewusst die Assoziationsfalle zu. Weil die Liebe etwas ist, das sie positiv erleben, fällt ihnen nicht auf, dass das Liebesgebot nicht nur nicht einfach auf den gesellschaftlichen Bereich übertragen werden kann. Es hat dort auch gar nichts zu suchen.

Können Sie Ihren Chef lieben? Und alle Ihre Kollegen? Oder Ihren Steuerberater? Oder den Inhaber des Bistros, wo sie jeden Morgen einen Kaffee trinken? Lieben Sie alle Ihre Nachbarn? Auch den, der schon wieder seinen dicken Schlitten auf Ihrem Parkplatz abgestellt hat? Oder lieben Sie nicht einmal einen von ihnen? Lieben Sie die Menschen, mit denen Sie morgens im Pendlerzug sitzen? Die mit Ihnen auf Ihrer Urlaubsinsel am Strand liegen? Lieben Sie alle Ihre Verwandten?

Das sind alles rhetorische Fragen, denn natürlich tun Sie das nicht. Das tut niemand. Und zwar aus mehreren Gründen. Die Forderung

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ ist eine zutiefst unnatürliche Forderung. Dafür sind Menschen einfach nicht gebaut. Es wird etwas verlangt, was der Mensch per definitionem nicht leisten *kann*. Wenn es sich aber so verhält, dann ist die Forderung, den Nächsten zu lieben, einfach keine akzeptable ethische Forderung, es sei denn, es geht nur darum, durch das Unvermögen des Menschen den Angesprochenen als „Sünder“ zu erweisen. Das aber ist überaus billig. Und tatsächlich wurde genau dies von den Kirchen meist kritiklos so betrieben.

Wir *können* also „die Menschen“ gar nicht lieben. Aber wir *wollen* das auch bewusst gar nicht tun. Denken Sie wieder an Ihren Chef, Ihre Nachbarn oder Ihre Verwandten. Selbst wenn Sie es könnten, würden Sie die alle lieben *wollen*? Oder anders herum: Möchten Sie von Ihrem Postboten, der Politesse oder Ihrem Zahnarzt geliebt werden? Oder würden Sie solche Avancen ob der erdrückenden Nähe nicht lieber deutlich von sich weisen?

Wir merken nun, dass der Ausdruck „Liebe“ eine völlig falsche Kategorie ist, wenn es um unsere alltäglichen Kontakte geht. Zwischen Lebenspartnern oder in Kind-Eltern-Beziehungen hat das Wort seinen guten Sinn, aber eben nicht im normalen gesellschaftlichen Umgang. In unseren alltäglichen Lebenszusammenhängen mit anderen Menschen geht es nicht darum, sie zu *lieben*. Es geht vielmehr darum, sie zu *achten*. Nicht Nächstenliebe, sondern Achtung ist das, was wir von anderen Menschen erwarten und was wir auch selbst ihnen entgegenzubringen haben. So wird ein Schuh draus. Für das tägliche Zusammenleben ist „Nächstenliebe“ nichts weiter als ein unpassender Begriff – oder eben unüberlegter, wenn auch gut klingender religiöser Kitsch.

Die Liebe gewähren wir nur wenigen Menschen, und das ist auch gut so und hat seine Richtigkeit. Denn wer alle liebt, liebt keinen. Wer seinen Klempner genau so liebt wie seine Frau, der redet sich etwas ein oder hat ein Problem. Schuldgefühle, wie sie die Kirche gerne verwaltet, weil die Menschen nicht lieben können oder wollen, sind

völlig fehl am Platz. Nächstenliebe ist privat. Sie kann niemals und darf sogar niemals eine gesellschaftliche Kategorie sein, sonst wird aus ihrer Forderung religiöser Kitsch.

Hätte Jesus also gesagt: „Du sollst deinen Nächsten *achten*“, dann hätte aus ihm ein Philosoph werden können. Dass er aber sagte: „Du sollst deinen Nächsten *lieben*“, erweist ihn als pubertierenden Schwärmer und blauäugigen Phantasten, nicht aber als Kenner menschlichen Zusammenlebens. Jesus zeigt sich hier als Mensch, der sich vom Eigenrauschen positiver Begriffe betören lässt, sie aber nicht wirklich erfasst hat. Doch nicht nur er, auch die fälschlicherweise sich auf ihn berufende Kirche, dazu „christliche“ Politiker und sogar säkulare Menschen führen das Wort „Nächstenliebe“ im Munde oder im Sinn, ohne wirklich darüber nachgedacht zu haben. Noch einmal: Es geht nicht darum, dass wir die Menschen lieben sollen, sondern dass wir sie achten lernen. Die Ethik und unser Zusammenleben muss endlich von einem völlig unpassenden Begriff entlastet und befreit werden, von einem Gedanken, dem, weil Jesus ihn geäußert hat, viel zu viel Dignität zugestanden wird.

Ein großer Denker war Jesus zweifellos nicht. Seine mangelnde Ausbildung, sein unzulänglicher Lehrer, seine illusionäre Erwartung eines Gottesreiches, sein Verhaftetsein in offenbar rein religiösen Kategorien spricht deutlich dagegen. Und auch als großen Ethiker will man ihn nicht recht würdigen. Denn wenn man die Ethik Jesu auf die zwei Säulen Gottes- und Nächstenliebe gebaut sehen möchte (was häufig getan wird), dann ist nicht nur der Gottesbezug in Theorie und Praxis eine ungeschickte Stütze, sondern erst recht der ungeeignete Begriff der Nächstenliebe. Die Fundamente der „Ethik Jesu“, wenn dieser Begriff nicht ohnehin schon zu hoch gegriffen ist und wenn unsere Analyse stimmt, sind einfach zu löcherig, zu religiös, zu provinziell gedacht. Für einen Philosophen reicht es nicht, für einen Wanderprediger mag es genügen.